

Zu den Bildern.

Wir wollen nicht hoffen, daß der junge Künstler, welchen L. Burger an den Eingang unseres diesjährigen Bilderkaufs gestellt hat, deshalb eine so unbehagliche Miene macht, weil er denken im Cabinet des Herrschers nicht auf Kunstian und Kunstliebe zu rechnen hätte. Wir achten diese immer mit wahrhaft fürstlichen Männern eng verbunden. Vielleicht sind es nur in den Kisten bewanderte politische Ungewitter, welche ihn allein mit dem Gefühl der Deprecation erfüllen. Denn wir sehen einen Wehrführer des Kriegssommers auf dem Anstand sitzen und in der Fensterstube hängen zwei Diplomaten in ein gewichtvolles, alle Grenzhaaltungen erregendes Künstlergespräch tief versenkt. Die ganze Scene ist wie die erwartungsvolle Stille vor dem Sturm und der Künstler hat die Rolle des eingeschüchterten Singsogels. Nur der Kammerdiener fühlt sich sicher und seiner selbst gewiß; er legt nur eine geringes beschleunigter zwischen Vorzimmer und Cabinet hin und her, die Dienstkauten mit einer Brise aus der blankgegriffenen Silberdose ausfallend. Aber wir haben die Zuversicht, daß der Künstler nicht bloß bei den Argo-Freunden, sondern auch drinnen im Cabinet mit seinen Vätern willkommen ist; denn ohne Zweifel ist der Furcht auch unsere Meinung, daß, je schwerer die Zeiten, je verwickelter und bedrohlicher die politischen Verhältnisse sind, desto mehr bei den höchsten, den geistigen Gütern die Aufmerksamkeit derer festgehalten werden muß, denen die Pflege derselben obliegt. Würde nicht der ganze feindliche Oseinschneidungsmodus vor einem drohenden Kriegswetter oft erschreckt stocken und in Unthätigkeit sinken, namentlich aber der frühliche Austausch der todten Mägen und Papiere gegen den nützlichen und verschönernden Besitz sich auf beklagenswerthe Weise mindern, der Krieg oder die Kriegsbereitschaft, Weides würde viel von seiner Aderaden und verschönernden Macht verlieren. Leben wir nicht in der Bibel, daß die Männer von Jerusalem in der einen Hand die Werkzeuge zum Bau der Stadt und in der anderen die Waffen zu ihrer Verteidigung hielten? Wissen wir nicht, daß, als die Waffen der Griechen am stärksten waren, ja selbst noch, als der peloponnesische Krieg das schöne Land terris, die griechische Kunst ihre schönsten und unvergänglichen Siege feierte, das Helben- und Künstlerrubin Hand in Hand miteinander gingen? Aber freilich, damals gab es noch keine Kiste; nicht in dem Steigen und Fallen der Papiere lag der Reiz zu Fleiß und Betriebsamkeit, sondern im eigenen Innern lag der Subanon, der die herrlichsten Werke schuf. —

Wir wollen uns nicht rühmen, daß wir ohne jenen Frieden von Villafrauca in See gestochen wären, aber so viel steht fest, daß die Schuld nicht an den Dichtern und Malern gelegen hätte. — Die Kunst hat immer Lust und Nöthigung zu zeigen, daß sie ewig ist. — Ganz wie die Liebe. Sie benutz jedes neue Mittel, sie profitirt von jeder neuen Erfindung, aber Alles zum alten Zweck. Sie lernt jede Sprache, aber sie verzicht nie ihre ursprüngliche, welche so alt ist, wie die Blumen der Erde. Es ist kein Knoten so fein oder so fest

geschürzt, die Liebe löst oder zerhaut ihn; wahrlich, ginge sie nicht so sehr ihrer eignen Wege, sie wäre die herrlichste Diplomatin von der Welt; und wie oft ist sie es nicht gewesen, wo die ihr unwichtigen Staatsverträge mit ihren wichtigeren zusammen gingen. W. Anderg führt uns an die weinromantische Künstlerbeziehung des ersten Stodwerk eines Plattierhauers. Die schöneren goldbekannten Verkänge, der elegant Anzug der Tochter des Hauers läßt uns darauf schließen, daß die Verhältnisse das Verhältnis nicht begünstigen. Denn wir sind fast überzeugt, daß die Liebesbriefe-Post in die Regionen geht, die mit dem Geschick der Spanen verkannt sind, als mit dem der Papagenen, aber auch vertrauter mit dem vierzehnjährigen Fall der Sonette, als mit einem Wirtschaftsbuch, wie es die Mama, oder mit Handels-Gonli, wie sie der Vater des Jungfräuleins führt. Leider können wir den Vertriebenen das Sonett nicht mittheilen, auf welches jetzt die Antwort, von Rosenblättern getragen, in die Dachkammer des Wusensohnes schwebt, und auf viele Tage sein Herz heile und seine Klause duffig macht. —

Wir sind nicht ganz sicher, welche von den vielen Marinus-Kapellen in Tirol oder Steiermark unserm Mit-Argonauten G. Viermann vorgeschwehrt hat, als er sein Erinnerungsbild für die diesjährige Radet stiftete, das A. Haun in das einfache Schwarzweiß überseht hat, dessen sich auch die Hand des Winters zu bedienen pflegt, um uns seine Landschaften zu zaubern, — mitunter sagt sie noch, so um die Morgen- oder Abendzeit, eine köstliche Tonplatte hinzu, — wir müssen noch weitere Unwissenheit bekennen; denn wir können unsern Lesern nichts über den Heiligen mittheilen, dem man an so hervorragend schönen Stätten der Natur Wohnungen errichtet hat. Unmöglich ist es jener Marinus-Gonfessor, jenes hochverehrte Vorbild des Mönchtums, der die Leibzucht für unvereinbar mit dem Christenthum erklärte, der eifrige Vertheidiger der orthodoxen Lehre von den zwei Willen in Christus der in seinem 82. Jahr nach Konstantinopel geschleppt und dort hingerichtet wurde; unmöglich ist es jener Marinus aus Tyrus der unter Kaiser Septimius Severus Verehrtheit und platonische Philosophie lebte; unmöglich endlich jener fromme Bischof von Turin, der gegen die heuchlerische Umgebung der Hofengehe kämpfte. Jedemfalls aber ist es ein Heiliger, den wir um die reizvolle Situation seiner Kapelle zu beneiden alle Ursache haben.

Leutnant Schmitzen (geboren am 18. April 1830 in Frankfurt a. M.) hat erst seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gezogen, aber er gebürt zu denen, die es gleich im hohen Grade thaten, weil er sich als eine originelle, fertige Notenz vor Augen stellt. Seine Bilder führen den Beschauer auf die ungarische Puszta und schildern das Leben der dortigen Kosbirtin und Pferdehändler. Gleichwohl kam er nicht etwa so eben von einer Rückfahrt in jene Gegenden heim; vielmehr reproduciren derartige Bilder des Künstlers Eindrücke, welche er schon als Knabe empfing, als er noch keine Ahnung davon hatte, daß es seine Bestimmung sein würde, sie in Farben wiederzugeben. Denn obwohl er

schon sehr früh eine große Neigung für das edelste Thier, das Kof, empfand, so gab er ihr doch zunächst dadurch Ausdruck, daß er es zu züchten und zu modelliren, dann aber vor allen Dingen mit zweckmäßigem Zaumzeug auszustatten suchte. Später vertiefte sich diese Neigung bis zum Studium der Anatomie des Pferdes, wie er überhaupt damals, ohne den praktischen Beruf dabei im Auge zu haben, einem ziemlich eingehenden Studium der Medizin oblag. Der Vater des Künstlers, der vor wenigen Jahren als Protokoll-Räthler der Bundes-Militärkommission in Frankfurt gestorbene österreichische Oberlieutenant Schmittson, zeichnete sich durch geraden deutschen Sinn, der ihn in den Zeiten der napoleonischen Zwangsgewalt in gefährliche Lagen gebracht hatte, so wie durch eine unermüdlige Arbeitskraft aus. Er ist in militärischen Kreisen auch durch Nachschriften nicht unbekannt, in denen er Deutsche Form und Ausdrucksweise bis zur ästhetischen Konsequenz festzuhalten pflegte. Unsere militärischen Väter kennen seine „Wahr- und Schirm-Anstalt“. „Der Mensch ist nicht Meißer irgend eines Gefasses, ausgenommen des einzigen, das er im Arschlein bezieht, sei es lebendig oder todt.“ Diese Worte, welche wir von seiner Hand unter sein Wappenstein gefunden fanden, kennzeichnen den biederen und gewissenhaften Mann, der am strengsten gegen sich selber war. Seine Gattin war eine Tochter Dürers, des ehrentüchtigen Mannes, der, wie er den Gemeinden ein wahrer Seelenhirt war, in der Familie wie der frommen Barmherzigen einer waltete, und Alle in der Liebe umfaßte, deren Wohlwollen er mit so wunderbarer Gewalt zu verhängen wußte. In solcher Umgebung bekam Kaufmann Schmittson seine Erziehung namentlich durch das Beispiel, welches immer das beste Mittel bleiben wird. Aber auch Lehre und Unterricht war nicht davon getrennt, sondern wurde vielmehr ausschließlich vom Vater selbst. Erst mit dem 8. oder 9. Jahre begann derselbe und zwar so, daß neben den ersten Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, Logik und Grammatik nebenher ging. Es ist sehr erklärlich, daß solche Unterrichts-Methode früher als jede andere zum Selbst-Unterricht führte. Allmählich schmolzen die eigentlichen Lehrstunden zusammen und es wurden Arbeits- und Lernstunden daraus. Frühe Selbstständigkeit folgte eben so natürlich. Neigungen, welche sich zeigten, wurden geduldet und unbeirrt gelassen, ohne besonders unterstützt zu werden. Der Pferdehall des Hauses war und blieb zwar ein sehr beliebter Aufenthalt, doch wurde allmählich aus dem Schüler bildet sich allmählich vor und tritt dann gelegentlich auf einmal fertig hin. Auf einer Ausreise hatte der Knabe lange von seinen kleinen Interessen und Beschäftigungen gesprochen, als es ihm einfiel, daß diese Dinge für den wahren Vater nicht ernsthaft genug sein könnten. Mächtig sprach er auf die Arbeiten derselben über und ohne Bewunderung. Ihn hier nicht unbewandert zu finden, wurde nun der Vater der Mühseligkeit. In den ersten Studien gefiel sich auch arbeitsethische, besonders auf die Gehilfen gerichtete. Auf die Ausübung der Kunst schien nun Alles den jungen Mann hinzu drängen; Verhältnisse aber, welche eine baldige unabhängige Lage wünschenswert machten, führten ihn zu der verwandten Kunst. In die Unterrichtsstufe des nahe gelegenen städtischen Instituts einzutreten war ihm nicht nur aus den Verhältnissen, sondern auch seiner Anschauungsweise nach eine Unmöglichkeit. Auch war er bereits 22 Jahre alt und sein Verfehle lag in ganz anderen Kreisen. Es galt auf dem Grunde der bis dahin erlangten Bildungsergebnisse die Kräfte zu einem bestimmten Zwecke zu sammeln. Er nahm sich eine Werkstatt und begann das Malen. Mit dem frühen Morgen war er an der Staffelei und erst mit eintretender Dunkelheit verließ er sie; oft veräußerte er das Hissen darüber und rauchte sich über die Zeit desselben hinweg. Ob es Festtag oder Werktag war, das kümmerte ihn nicht, alle Zeit war vergessen, wenn die Thür hinter ihm ins Schloß fiel und wie er sich von der Welt, so schloß er

diese von der Stätte seiner Arbeit und Mühe ab. Praktische Versuche und die Natur waren seine Lehrmeister. Der menschlichen Gestalt widmete er zunächst sein ganzes Studium. Zu Schafepaar's „Venus und Adonis“ komponierte er eine Reihenfolge von 20 Bildern, die er indessen nur zum Theil und zwar als Zeichnungen in Blei ausführte. Zwei volle Jahre dauerte diese unermüdlige Anstrengung, dieses zählige Abschlüssen, welches ihn zuletzt melancholisch zu machen drohte. Da endlich gefattete er auch Anderen den Versuch seiner Werkstatt, und nicht lange so erschien sein erstes Bild in dem Saale des städtischen Instituts und erregte die volle Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Es stellte einen pflanzenden Bauer vor, dessen Ochspann aus zwei Pferden und einer Kuh besteht, selbst spielen ein Kalb und ein Fohlen. Der feste Bau des Porträt, die gesunde Realität, der poetische Hauch einer schlichten Handlung, der sich leicht durch die gewöhnlichen Dichtungen fühlte sich originell an. Nach diesem Künstler nach Düsseldorf. Das erste größere Bild, welches über das Schachfeld kommt und vor dem Anblick eines gedichteten Naturerregers erschrickt. Andere Arbeiten folgten. Nebenbei fanden sich Schüler in seiner Werkstatt ein, und der Selbstlerner wurde zum Lehrer. So angesehener indes in mancher Beziehung der Aufenthalt in der rheinischen Kunststadt war, so wurde er dem Künstler doch durch die Unmöglichkeit, von dem dort damals herrschenden geselligen Wirren unberührt bleiben zu können, verleidet und er verließ die Stadt Ende 1856 den Hochort mit Nachsicht. Hier gingen höhere Schilderungen des ungarischen Kämpfers aus seiner Werkstatt hervor. Dann schlug er sein Zelt in Berlin auf, und der Reich seiner Malerei gehört zu den angenehmen, indem eine große Fülle angelegener und halb vollendeter Gemälde von allen Dimensionen einen vollen Blick in die Darstellungswelt und die Schöpfungswelt des Künstlers zulassen. Auf seiner Insel steht jener oben schon erwähnte postische Juno, sei es, daß wir heimlich ländliche Szenen, von idyllischem oder heisterem Charakter vor uns haben, sei es, daß wir einer Pferde- oder Jagd-Szene aus der Arm bezaubern. Eine solche wird eben für die Galerie Havens in größerer Ausdehnung vorbereitet. — Das der Argo belligende Blatt zeigt von der Beobachtungsgabe des Künstlers. Diese zufällige Begegnung des Hades und des Flußwerks auf dem Felde, ist durchaus nach dem Leben gezeichnet. Menschen und Thiere, jedes in seiner Art. Das Füllen will nichts als spielen, es weiß, daß es in dem Hunde einen Kameraden dazu haben könnte; er aber nimmt die Sache entschieden ernst, denn er ist sich offensichtlich noch nicht klar, ob er nicht schon hier ein junges Reh vor sich hat; denn auf Rehe ist er mit seinem Herrn ausgegangen. Eine gleiche Wichtigkeit legen die übrigen Teilnehmer der Gruppe der zufälligen Begegnung bei, die allerdings da, wo nach dem gewöhnlichen Lauf der Tag völlig einsam bleibt, zum Ereignis wird.

Der Wechsel der Stimmungen, durch welchen uns die Durchblätterung der Bilderammlung führt, ist noch reicher, als wir ihn auf Reisen bei der wechselvollen Scenerie und dem mannigfaltigen Verkehr erfahren; denn es lösen sich hier nicht nur die entferntesten Orte, sondern auch die entferntesten Zeiten ab. Oben sind wir noch dabei, draußen auf dem Felde bei unsern Bauern und Waldmännern und umschlagend sind wir schon 5 Jahrhunderte weit von ihnen entfernt, und unsere Stimmung gewöhnt sich anders. Wie die dissolvirende views eine Winterlandschaft allmählich mit Geln umschaffen, bis nichts mehr übrig ist von Schnee und Eis, so steht nach dem kurzen Ueberzuge des Inimanterschwimmens ein anderes Jahrhundert vor uns. Und dem heissen Berge gegenüber um so höherer, als er selbst und Alles um ihn und an ihm seine Zeit so treu spiegelt. Wer seine Geschichte auch nicht kannte, der müßte sie, meinen wir, aus dem bald ver-

schmühen und halb treuen Gesicht lesen können, müßte wissen, daß seine Gedanken bei jener heitern Arbeit, jenem lustigsten aller Streiche sind, zu dem er eben seinen Helm pugt. Ja, wie uns die Künstler und Dichter jene Zeiten malen, waren sie frohlich genug. Was werden das für Zeiten sein, in denen die unselige den Leuten roh vorkommt, wenn sie der Geschichtschreiber, golden, wenn sie der Dichter schildert? — Fried rich Kraus (geb. 27. Mai 1826 zu Grotzingen bei Remell) bewegt sich auf demjenigen Gebiete der Gattungsmalerei, welches man wohl das Salon-Genre oder das Conversationsstück zu nennen pflegt. Seine Bilder haben bis jetzt nur kleine Ausdehnung und sind bisher selten auf die Ausstellungen gekommen, so daß man ihre Bekanntheit entweder auf der Staffelei oder im Bilderladen machen muß; lange halten sie sich freilich dort nicht auf; bald sind sie in irgend ein Cabinet übergegangen. Kraus hat einen energischen Vortrag, der bisweilen an die französische Schule erinnert. Bis zu seinem 12. Jahre wurde der Künstler auf dem Gute des Vaters erzogen, und ging dann auf das Gymnasium zu Königsberg, um sich auf das Studium der Rechte vorzubereiten. Die alle 2 Jahre wiederkehrenden Gemälde-Ausstellungen des Kunst-Vereins aber ließen seine schon früh erwachte Neigung für die Malerei wach und brachten seine Absichten auf die juristische Laufbahn stark in's Schwanken. Als man gar später die Königsberger Maler-Akademie unter Rosenfeldt gegründet wurde, da wogte sich die Waage entschieden nach der künstlerischen Seite hin, und Kraus begab sich drei Jahre lang unter die unmittelbare Leitung des genannten Directors der neu geschaffenen Anstalt. In Berlin, wohin er sich dann begab, schloß er sich wieder der Akademie, noch irrend einer Künstlerwerkstatt an, sondern ließ sich von den alten Meistern leiten. Im Jahre 1852 ging er nach Paris. Die kurze Zeit von sechs Monaten in der Werkstatt Couëre's erachte hin, um seiner bereits befehligen Richtung noch diejenige technische Ab- rundung zu geben, welche der Künstler seiner Natur nach gerade in einer pariser Werkstatt zu suchen hatte. Von da an arbeitete er selbständig, und nach zwei Jahren unternahm er seine italienische Reise. Man hielt ihn kürzere Zeit, als er dachte. Das dortige künstlerische Treiben der Gegenwart hatte weniger Anziehung für ihn, als die alten Meister von Florenz und Venedig. Ihnen widmete er ein eingehendes, nachahmendes Studium. Besonders Lissan. Er besuchte diesen berühmten Altmeister mit solchem Fleiß und so glücklichem Gesolge, daß der Fleiß dieser Zeit vorübergehend um namhafte Summen erhöht wurde. Unfer Lissan vorgestellt war, wie er die Vasinia malt. Es zeigt Lissan'sche Schule; der Maler hat es öfter wiederholen müssen. Gegenwärtig ist er mit einem größeren Gemälde: „Ein Gastmahl bei Lissan“ beschäftigt.

Es will uns bedünken, als ob das Motiv zu dem landschaftlichen Bilde von Max Schmidt aus der Nähe der Villa Carlotta am Comersee genommen sei, jener schönsten im Kranze der Laubbäume welche die alpenarainen Klüften des genannten Baches umgeben; sie gehörte, wie sich unsre Leser erinnern, dem Grafen von Sommariva, der sie mit dem Alexander von Dorovalden schmückte. Von ihm kaufte sie im Jahre 1845 die Prinzessin Marianne und schenkte sie der kaiserlichen, nur zu bald ihrem jungen Gemahl entziffenen Prinzessin von Meiningen. Hat dem Maler nicht dieser glückliche Verstoß in der Erinnerung gelegen, so that sein Bild doch unsre Phantasie für Augenblicke dahin. Aber wir sind deshalb nicht ungerathet gegen den eigentlichen Inhalt eines landschaftlichen Gedichts. „Längs der Gartenmauer“ ist immer ein poetischer Aes, selbst wenn nicht wie hier, Bräutigam und Braut das Malerische hinzubringen. Ueberhangende Bäume von verschieden gewählten Laubarten geben so ahnungs- volle Andeutungen und erwidern so anmuthige Vorstellungen von grünen und blühenden Wäldern, zu denen die Kunst

die Natur überredet hat. Wie verbeißungsvoll sind nicht hier die berübergeworfenen Ranken, diese Stachelerwähne auf den Pfeilern. Man geht den Weg halb in glücklicher Befriedigung durch den Blick in die weite Natur, halb in Sehnsucht nach ihrer Verbindung drinnen im Garten mit dem künstlerisch waltenden Sinn der Menschen, womit sich so gern in der Phantasie Begegnungen und Szenen verbinden, wie sie in Gärten, diesen poetischen Schauplätzen, sich ereignen und ereignen haben.

Von dieser Verschwiegenheit der Kunst mit der Natur ist auf dem folgenden Blatte, nicht so weit es H. Kregschmer, sondern vielmehr seinen Kollegen den griechischen Maler angeht, allerdings nicht die Rede. Zwar rankt der Wein voll und üppig um seine Stütze, zwar blühen die Rosen neben ihm, zwar wächst aus dem Grotte wie die schönste architektonische Blüthe, das korinthische Kapitäl, so rein wie Kallimachus es einst gedacht; aber der Künstler selber steckt tief in der Zeit- gasse byzantinischer Kunsthaltung und liefert handwerksmäßig einen Heiligen nach dem andern für den Kultus der griechischen Kirche. Die eigene Phantasie verursacht ihm keine Zerknirschung, denn er braucht sie nicht, die künstlerische Ausführung keine Sorge, denn sie ist überflüssig. Der Kunstsinne der Gemeinde geht nicht weiter als die religiöse Szenerie, und heute noch wie zu den Zeiten der Byzantiner, trägt, nach den einmal hingestellten Wärdern, dieselbe Technik ihre Temperamentfarbe auf den glänzenden Goldgrund und besetzt sie durch einen Firnis. Auf diesen letzten Prozeß bereitet sich so eben der heilige Dionysius vor, welcher in die Sonne zum Tode gehen will, und welcher so fromm ist, daß er noch seinen abgeklagten Kopf in dem Becket lesen läßt. Man darf aber nicht denken, daß das Malen mit der linken Hand eine Eigenbrümmlichkeit der ganzen Kunst sei; wir haben Ursache zu glauben, daß es nicht einmal eine Geschicklichkeit, sondern nur eine Angewohnheit dieses würdigen Mannes von Korin ist.

Die meisten Kräfte, die sie zerbrechen, wästen wohl von einer Liebesgeschichte zu erzählen, wobei sie die Vermittlungsstelle haben spielen müssen. Dies ist eine sehr leichte Rolle; denn was braucht es mehr als die Gefegtheit, damit ist bei der richtigen Liebe Alles gegeben. Wie leicht befähigt der Mund, was die Augen schon längst miteinander abgemacht haben, und wie leicht sagen sich die Herzen ineinander, wenn sich die Herzen flüchten. Wir dürfen nicht annehmen, daß das Bündnis, welches vor unsren Augen geschlossen wird, deshalb nicht ein glückliches werden sollte, weil der Unterredung noch eine Ueberredung folgen mußte. Die Griechen wußten wohl, was sie thaten, als sie, nicht bloß in der schnell vorbereitenden Gefegtheit, sondern auch in der langsamen und sicher wirkenden Ueberredung eine Göttin erkannten. Wie viel tausendmal hat das: „sie ist“ — er ist“ nicht schon getrübt, wenn es die frühzeitigen Augen einander zuriefen: wie selten dagegen wenn dieses Wort als Ueberzeugung aus der Tiefe der Seele kam. Olymp Schaal, der Beisteurer dieses Bildes, (geb. 21. April 1822 in Klein), kam, da er seine Eltern früh verlor, schon in seinem 4. Jahre nach Berlin, und mit seinem 16. auf die dortige Akademie, wo er in den Werkstätten von Döbling und Kolbe seine künstlerische Ausbildung betrieb; später ging er nach Düsseldorf, und arbeitete unter Schadow's und Hilbrbrand's Anweisung. Vor den poetischen Wirren des Jahres 1848 zog er sich nach München zurück, und gab sich der Ausbildung der Miniaturmalerei als demjenigen Zweige der Kunst hin, welcher auch bei unruhig bewegten Zeiten fortzubleben pflegt. Dann siedelte er nach Berlin über und ist auf den Ausstellungen und in den Kunstsalons, wo die Bilder ihre Versammlungen halten, mit Darstellungen aus dem Gebiete der Gattungsmalerei zu finden.

An den Küsten der gefegneten Normandie liegen auf dem vielfach zerfiffenen Ufer zahlreiche kleine Fischerdörfer, welche das schwelgende Paris täglich mit frischem Dange aus dem

Devan verleben. Das atlantische Meer besetzt sein Contin-
gent zu einer wohlgeordneten Tafel in lobenswerther Güte.
Wir haben in der Pariser Rischalle Steinbutten ge-
sehen, deren Größe jeder Fischhändler spottete, und die von dem
Koch unsere Hotels ohne Weigerung mit 40 Franken bezahlt
wurden. Neben den bewährtesten Fischweiden gedeiht am Strande
von Giretat, Arcamp, St. Valerie, Treport u. s. w. auch die
liebliche Luster, und für die r-losen Monate die auch in der
Malerzeit so wohlgerühmte Krabbe. Regelmäßig bei dem zwölf-
ständigen Pulsschlag des Meeres, vor die Kreidestellen und die
täuschenden Galathea-Rippen bis zu 20 Fuß hoch besencht und
wieder trocken läßt, führt die Flut die Schiffe und Vögel mit
der Wellen-Grate beladen in die Vachten. Sofort etablirt sich
ein großer Markt, es wimmelt von Ausläufern und Wässern,
und zufrieden betrachtet der Schiffsführer vom Bord seines
Fahrzeugs das bunte Treiben, welches für den Fremden noch
ansprechender wird durch die eigenenthümliche Tracht der Fischer-
leute; man könnte sie ein feingebildetes Barocco nennen, so
schon schimmern sie auch noch in ihrer Farbe. Das Schiff
No. 73 hat sich diesmal von der Ebbe erheben lassen, und
St. Gouret schiffert uns, wie es, unbekümmert um diesen
Wesfall aus Meere zum Spiel macht und die schiffsbühnige
Reih der Ebbe benutz, um seinen Markt da aufzuschlagen,
wo die Wasen es haben stehen lassen. Der Fing scheint
nicht unbedeutend gewesen zu sein, da sich ein ziemlich leb-
hafter Verkehr daran knüpft.

Hat man Zeit über, so ist auf Kunst-Ausstellungen und
Galerien nichts interessanter, als wenn man nach Betrachtung
der Kunstwerke auch dem Publikum vor ihnen einige Auf-
merksamkeit, ja einiges Studium widmet. Wer wollte läng-
nen, daß an dieser Stelle die kopirenden Malerinnen eine
hervorragende Stellung einnehmen. Wir haben in der Dres-
dener Gallerie malende Damen gesehen, welche, um nicht auf-
zufallen, nur in Herren-Gesam malten, das sicherste Mittel,
Aber Augen auf sich zu ziehen. Ein anderes Wesen haben
wir — wir müssen Wesen sagen, weil wir noch heute nicht
wissen, ob es ein Herr oder eine Dame war — welches sein
ganzes Bemühen darin setzte, diese Frage zu erregen und un-
gelöst zu lassen. Das Gewand war weit und kaltig, ordent-
lich nachlässig und so lang, daß der Fuß ungeschützt blieb; die
Hand war hart und klein, der Kopf dagegen von männlich
schärfem Schnitt, das Haar mäßig lang; es schief zu scheiteln
würde zu viel Concession nach der männlichen Seite hin ge-
wesen; es wurde der heutigen Mode conform einfach zurück-
gefallen getragen. Das die Hüfte so behandelt war, daß die
Entscheidung im Schwanken blieb, verriet sich. Am meisten
aber verriet sich die Absicht, ein Mädchen bleiben zu wollen,
in dem Studium der Bewegungen. Von Gang und Arm-
bewegung abgesehen, giebt es Kopfbewegungen, welche recht
weiblich, und andere, welche emancipirt weiblich sind. Letztere
würden sorgfältig vermieden. Das Mädchen war nur von der
physiologischen Seite her zu lösen und die Lösung liegt in der
Beantwortung der Frage: Kommt ein Herr oder eine Dame
über aus den Gedanken, über die Durchsührung einer solchen
Rolle — die Malerei zu verüben? Wir rufen die Psycho-
logen zur Auskunft auf, ersparen uns aber, aus dem Gedäch-
tniß andere Portraits malender Damenguren, die uns ent-
gegen treten sind, vorzuführen, um uns gegen diejenige
nicht ungalant zu beweisen, welche Gustav Richter so sehr
interessirt hat, daß er sie mit Hilfe der geschickten Hand
G. Feder's vor Augen stellt. Alles genau erwogen halten
wir diese Dame für eine Dilettantin. Damit soll nichts gegen
ihre Kunstübung gesagt sein, da wir uns ja auch, weil ihr
Bild abgewandt steht, kein Urtheil darüber bilden können.
Wir sprechen nur damit die Vermuthung aus, daß sie keine
Künstlerin von Profession ist oder werden wird. Einmal Tages,
ehe sie sich den Dreißigen allzusehr genähert hat, wird sie,
die unserm Geschlecht schon mehrere Klerbe gegeben hat, dem

Antrage eines charakterfesten und geistvollen Mannes Gehör
geben, in den ersten Jahren noch manches Bild in die Welt-
schaft stiften, sich dann der Erziehung der Kinder widmen und
später, wenn diese herangewachsen, ein sehr angenehmes Haus
machen, in das die schönsten Künste, die niemals ganz un-
beachtet bleiben, mit erneuter Liebe zurückkehren und sich auf-
genommen finden. Woher wir das wissen? Aus ihrem Klug-
en, gemüthvollen Antlitze. Es sieht so heuchlich darin, daß
wir den leben möchten, der richtiger läge.

Es giebt Künstler, welche durch einen vorläufig un-
erledigten Punkt in ihrer Composition gezwungen wurden, ihr
ganzes Bild umzuändern, und also von vorne anfangen mußten,
da sie eben meinten, fertig zu sein. Gleichwürdige Dichter
haben uns versichert, daß sie sich erst am Schluß eines län-
geren Gedichts bis zu dem Standpunkt durchgearbeitet haben,
von dem aus sie dasselbe zu beenden hatten, von dem Wils-
sehen zu geschweigen, welche in dem wissenschaftlichen Schluß-
punkt ihres Systems, bei näherer Untersuchung den Ausgangs-
punkt desselben entdeckten und nun von Neuem beginnen
mußten. Wollen wir uns wundern, daß jener Knabe, den
St. Gouret uns vorführt und den es schon lange ge-
lächelt hat, den äußersten Abhang des Berges zu bestiegen,
weil er da das Ende der Welt vermuthete, nun auf einmal
findet, daß sie dort eigentlich erst anfängt? —

Wie doch eine schöne Landschaft, und wenn die Natur
ihm Beistand dazu gegeben hätte, immer noch gewinnt, so wie
der Mensch oder nur die Spur seines Malens hintritt!
Nichts verheißender, als eine Mühle. Ganz abgesehen, daß
sie fast in allen Fällen der Mittelpunkt sein wird, der ein
Bild hervorbringt, sie vertritt auch ungleich der Porthe den
reichsten Stoff. Es wird kaum eine Wasser-mühle in der Welt
geben, die nicht schon portrairt wäre; sie gehört nebst den
Ruinen zu den Hauptstoffen der landschaftlichen Kunst; aber
eben so wenig giebt es wohl einen forstlichen Dichter, der nicht
unter seinen Biedern der Mühle oder wenigstens der — Mül-
lerin gedächte. Auch die Musik hat nicht auf sich warten
lassen; denn nicht nur gehören die Compositionen der Mül-
lerin Mülleinlieder zu dem Schönsten in dieser Art, was wir
haben, sondern die Musik ist es auch, welche die Mühle auf
die Bühne gebracht hat, und zu unsern ältesten Deutschen
Opern gehört „die schöne Müllerin“. Auch diese Mühle, welche
H. u. n. dargestellt hat, scheint ihre schöne Müllerin zu haben;
vielleicht ist sie das, welche da bei der Wäsche kniet. Ob sie
schön ist, kann man so genau nicht sagen, da sie etwas ent-
fernt von uns ist; aber ihre Wohnung und die sie umgebende
Natur hat der Künstler so schön gezeichnet, daß der Ort und
die Situation die schönste Müllerin verdient. Möchte sie keine
Giechendorff'sche sein, deren Ringeln dem Knaben entwei-
bricht, oder eine Müllerin, die den Jäger lieber hat, als
den jungen blonden Mülleinrecht; hoffentlich ist sie mehr
eine Wäldchen, welche sich diesen lobt, und ihn dem Edel-
knaben vorzieht.

Jener berühmte Hase der Burckharder Haide hatte sich
bekanntlich gleich dem Zwiengel daran gewöhnt, daß auf dem
Rebe wachsende Kraut für das seinige anzuweichen. Für die
Materialisten unserer Zeit, für die es eigentlich keine Rabeln
mehr giebt, ist dies eine Andeutung des dunkel vorhandenen
Bewußtseins vom Gewohnheitsrechte; denn es unterscheidet
sich bei ihnen der Instinkt der Thiere um gar nichts von
der Vernunft der Menschen. Aber wir Idealisten glauben
ihnen das nicht, wenn sie z. B. von den besagten Bes-
sammlungen der Wägel sprechen, in denen sie heimlich
Redner und geübte Voreddner unterzeichnen. Es ist eine
Kaprice, wenn sie das intellectuelle Vermögen der Thiere nicht
mehr mit dem allseitigen Namen Instinkt belegen, und uns
einbilden wollen, daß wir nur geistlich nicht sein genug begri-
ffener wären, um das höhere Wesen der Thierwelt zu begrei-
fen. Die höchsten Thiere hat nicht die Natur, sondern die
Kunst gemacht. In der Thierfabel, sei sie gezeichnet oder ge-

zeichnet, leidet der Mensch seinen vierbeinigen oder befiederter zweibeinigen Mitgeschöpfen seinen Ueberdruß an Weisheit und Klugheit; und selbst da, wo die bildende Kunst auf die einfache Darstellung der Thierwelt ausgeht, macht es sich sehr gut, wenn sie die Grenzen der thierischen Fakultäten nicht so ängstlich inne hält und die Thierwelt ein wenig potenziert zur Anschauung bringt. Vereintigt sich damit eine treue Darstellung des äußerlichen Gebahrens, so können wir von einem gewiegten Thiermaler reden. Als solcher zeigt sich H. Steffert auch in dem vorliegenden Blatt. Die beiden Hasen haben bei weitem nicht die gemüthlose Sicherheit des Bartehuder. Jener, das Weib und Dein trennende Zaun, ist zugleich das Zeichen beängstigender Menschennähe, und so kommt es, daß selbst nicht vor dem, man kann sagen, weisgedenkten Fische das Herz der Marodeurs ängstlich schlägt. Ganz vorzüglich ist von dem Künstler der verschiedene Grad der Furcht und ihrer Ueberwindung wiedergegeben.

Gleich das nächste Bild kann uns ein weiteres Beispiel zur Lehre vom Instinkt geben. Oder will man es etwa anders nennen, wenn der Mensch unter den erschwerten Umständen, nur dem lieben Sonntag zu Liebe, für seine Toilette sorgt. Wir haben einmal am Tage des Herrn einen Schauffee-Arbeiter seine Bart-Toilette machen; er hatte ein Stück zerbrochenes Spiegelglas auf seine Zeichne gestellt, und kniete davor in der unbequemsten Lage. Die Abend-Dämmerung war nahe und es riefte ein feuchter Nebel vom grauen Himmel herab, gegen welchen die Strohwand den Mann so gut wie gar nicht beschützte. Kaum irgend mehr Gelegenheil als dieser Mann werden die beiden Dorfbedienten, welche Otto Weber vorführt, heute noch haben, um die höhere Volksthr ihrer Persönlichkeit zu irgend einer Geltung zu bringen; und dennoch sehen wir sie beflissen, der künstlichen Nothwendigkeit des Dorfbarbiere Genüge zu leisten. Unzweideutige Gewähr neben ihnen scheinen anzudeuten, daß sie auch Neidlichkeit bei ihren Werken lieben.

Wollte man den Frieden schildern, den innern Gottesfrieden, nach welchem wir Alle ringen und streben, so könnte es nicht bereiteter geschehen, als Wilhelm Meißner es hier gethan hat. Hundertjähriger Opden hat die stille Wohnung mit seinen tausend Armen umhospnen. Der verfallene Zaun, an welchem der Holländer blüht, hat längst sein Thor mehr; denn der Eintritt sieht jedem Guten frei vor das Thor, und dort nichts zu suchen. Durch das Laub der Bäume winkt das Haus des Herrn, und so liegt das Ganze da, recht wie eine Ansehation auf der Pilgerfahrt ins Jemittel. Das weiß auch die Dame in Trauer, welche so eben vom würdigen Pfarrere Abschied nimmt. Er hat sie vielleicht, als das Leben noch heiter vor ihr lag, zu den Festtagen des Daisins geleitet, zu ihm eilt sie jetzt, da die Tage der Trauer gekommen sind, von der er ihr zwar gesagt hat, daß sie nicht ausbleiben würden, die sie sich aber nicht so nahe gedacht hat. Das theilnehmende Herz hat die Pfarrerin bis an die Schwelle geführt, dann aber hat sie den Obedern allein gelassen mit der Freundin, um die letzte vertrauensvolle Besprechung des Weichfindes mit seinem Seelsorger nicht zu fären. Aber durch das Abendgespräch der beiden Alten wird der stille, unausgesprochene Gedanke ziehen, das Eins von ihnen doch die Trennung vom Andern wird überleben müssen. Und dennoch, ob

ihre Lebensreise fast vollendet ist — sie legen jenen Gedanken getroßt in die Zukunft und in die Hand des Herrn.

Auf dem folgenden Blatte von Oskar Wieniewski besagen sich Lebensfrühling und Lebensberst mitten im Sommer, von dem Beide allerdings eine verschiedene Auffassung haben. Die eine meidet den Sonnenschein und sucht sich vor ihm zu schützen; die andere wünscht ihn und sucht ihn noch zu ergänzen. Das muß ein vorrefflicher Schriftsteller sein, dessen Buch in dieser Situation beiden Theilen ein gleiches Wohlgefallen zu erwecken vermöchte. Aufmerksamkeit sind Beide; es fragt sich nur, ob auf die Gedanken des Dichters oder auf ihre eigenen. Vielleicht behandeln sie ihn wie den Sommer. Eine jede fast ihn auf ihre Weise auf, und nimmt sich aus ihm die Annehmlichkeit des Schattens oder des Sonnenscheins.

Es kommt eben immer darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt und wie man eine Sache ansieht. Wenn der Kleiberst mit Red und Perrücke, den wir auf dem Blatte von G. Arnold erblicken, im Garten stünde, so würde wohl jeder Singvogel und selbst der dreißige Spaz sich sehr in der Distanz halten, weil er in ihm diejenige zweideutige Einrichtung ahnen würde, welche wie Vogelscheuche zu nennen pflegen. Das den Menschen mehr zugewandte Gesicht der Hunde, obwohl nicht minder in Täuschung besungen, sucht, was jene fürchten, seine leibliche Gegenwart. Der größere und verständigere Haushund hat den geraden Weg der Unterfuchung eingeschlagen, indem er sein Beobachtungsgorgan nach der Fische richtet, aus der er vielleicht gelegentlich mit einem Leckerbissen erfreut wurde oder in welcher das Tuch zu ruben pflegt, dem der „Doppelkopf“ einen so prägnanten, nicht zu verkennenden Duft verliehen hat. Der jüngere Genosse des Unterfuchers darft ungeduldig bellend auf den Ausgang der Prüfung. Für Vogel und Hunde würde die Täuschung aufhören, wenn jene wahrnehmen könnten und diese wahrgenommen haben, daß keine Person in den Kleibern steht, für uns Menschen würde sie wohl manchmal dann recht anfangen.

Wenn auf dem letzten Blatte, welches L. Köpfer gegeben hat, die Theilnahme des vorterrungswürdigen Publikums vor den Coulissen nur zum vierten Theil so groß ist, wie diejenige des vierblättrigen Kleiberst hinter denselben, so kann es der jungen Künstlerin nicht fehlen. Freilich leben diese Herr wohnt mit der Trift in der Hand zugleich jeden Zeilen und jede manuelle Person desselben im Hause; denn er ist augenscheinlich der Direktor der Travers, vor dessen Thüre die Aufgabe kommt, den Erfolg der jungen Dame in Zahlen zu überlegen und in klingender Gasse auszusprechen. Sein Meiffere lebt an den viergerüsteten Balle; das Auge ist doppelt geschärft, einmal durch das Brillenglas und dann, wie das durchdringende Lichtentuch beweist, durch das gepulverte Kraut des Nakenabads. Ein tieferes Interesse hat der junge Mann, offenbar der Verlobte der Debitantin, das tiefer aber hat das Mutterberg. Die Gabe ist ganz humoristisch und Spannung; die erste Nacht ist vorüber, mehrfache Detailfragen sind schon gegeben und die Hoffnung auf Erfolg beizmt die Oberhand zu gewinnen. Wir Argonauten haben zwar unser Verth schon lange hinter uns; allein wie folgen doch gern der schon durch das Alterthum geheiligten Sitte und rufen unsern Lesern und Beschauern ein plaudere zu.

Friedrich Eggers.



